

Der Narren-Peter

die Politik, Arbeiten, die bisher Farbige ausführten, von Weißen übernehmen zu lassen.

Das unsoziale Verhalten so vieler weißen Christen ihren farbigen Brüdern gegenüber frißt wie Krebs an den Herzen der gebildeten und besseren farbigen Eingeborenen und erzeugt immer mehr gerechte Entrüstung und Verbitterung.

Der Islam beansprucht für sich den Erfolg, Vertreter aller Rassen und Farben zusammengeschweißt zu haben und zwar bis zu einem so hohen Grad, der von keiner anderen Religion erreicht wurde.

Das Christentum in Südafrika dagegen soll die Christen geteilt haben hinsichtlich ihrer Hautfarben, so daß es in Südafrika Kirchen für Weiße, Kirchen für Farbige und Kirchen für Schwarze gebe. Einen solchen Unterschied der Rassen und Farben kenne man im Islam nicht.

Deshalb glaubt der Islam für sich das Recht beanspruchen zu können, die einzige Hoffnung nicht nur der farbigen Rassen, sondern sogar aller aufrichtigen und einsichtigen Weißen zu sein.

Der Narren-Peter

Eine Geschichte aus dem Stodacher Narrenbuch (1878)

Von P. Spillmann — Nachdruck verboten!

Stodach, das freundliche Städtchen, war ehemals der Hauptort der Land-Grasschaft Nellenburg und zählt noch heutigentags zu den vornehmeren Ortschaften des badischen Seefreies. Es hat seine Merkwürdigkeiten und historischen Erinnerungen, und darunter nimmt nicht die letzte Stelle das sogenannte „Narrengericht“ ein, welches daselbst seit uralter Zeit alljährlich um die Fastnacht abgehalten wird. Mit diesem sonderbaren Brauch und Herkommen hat es aber folgende Verwandtnis.

Im Jahre 1315 hielt Herzog Leopold von Österreich auf dem Stein zu Baden mit vielen Herren und Rittern einen Kriegsrat, wie er am besten in das Land Schwyz kommen und das widerspenstige Hirtenvolk zu Paaren treiben könne. Da wurde nach vielem Hin- und Herreden beschlossen, nach dem Städtchen Zug zu ziehen, als ob man willens wäre, die Schwyzer an ihrer Grenze bei Sankt Adrian anzugreifen, statt dessen aber bei Ageri den Feind zu umgehen und unversehens im Rücken zu fassen. So rieten und planten die Herren. Und da man scherzhafterweise Hans Rühne (Ruony), des Herzogs Leopold Hofnarren, auch um seine Meinung fragte, gab der Schalk zur Antwort: „Euer Rat g'fällt mir nit; ihr ratet, wie ihr wollet in das Land

Schwyz hinein kommen, und ratet nit, wie ihr wollet wieder heraus kommen.“ Da lachten die Herren und Ritter, meinend, das wäre ein rechter Narrenspruch, und wenn sie nur erst im Lande drin wären, wollten sie auch schon wieder herauskommen.

Als aber der Herzog Leopold an St. Otmars-Tag (16. November 1315) mit seinem Heere den Paß zwischen dem Ageri-See und dem Morgarten durchziehen wollten, griffen ihn die Eidgenossen aus einem Hinterhalte an und schlugen ihn völlig. Viele seiner Reifigen fanden unter den Morgensternen der Hirten, noch viel mehr in den Wellen des Sees ihren Tod; der Herzog selbst verdankte nur der Schnelligkeit seines Pferdes das Leben und rettete sich mit Mühe nach Winterthur. Dasselbst erinnerte er sich der klugen Rede seines Hofnarren, und wie es besser gewesen wäre, hätte man auf seinen schalkhaften Rat gehört. So forderte er ihn auf, er möge sich eine Gnade erbitten. Das tat Hans Rühne, er erbat sich das Privilegium, in seiner Vaterstadt Stodach eine Narrenzunft stiften und alljährlich ein Narrengericht halten zu dürfen, auf daß es seinen lieben Landsleuten nie an Männern fehle, die ihnen wenigstens einmal im Jahre ungeheut im Schalksnarrenkittel ihre Torheiten vorhalten dürften. Und da-

rum muß man Hansen Rühne loben; denn er kannte zweifelsohne seine Mitbürger. Herzog Leopold gewährte gerne das verlangte Privilegium, und dasselbe wurde in der Folge von dessen Bruder Herzog Albrecht dem Weisen sowie von dem Landgrafen von Nellenburg bestätigt und verbrieft. Die Stiftsurkunde, auch Narrenbrief genannt, datiert aus dem Jahre 1351; sie wurde feierlich in die Brunnen säule des mittleren oder Marktbrunnens zu Stöckach niedergelegt.

Seither sind über 500 Jahre verflossen und manche Geschlechter der Menschen ausgestorben. Die Zeiten haben sich geändert; sie sind viel „aufgeklärter“ geworden und haben mit den alten Sitten und Bräuchen gründlich aufgeräumt. Aber die von Hans Rühne gestiftete Narrenzunft besteht doch noch, und bis auf unsere Tage hat sich das grob günstige Narrengericht von Stöckach, wie es von jeher erhalten. Ein Brauch freilich hat sich verloren, vermutlich weil er mit der Zeit zu lästig wurde, nämlich alle törichten Streiche und Geschichten, welche im Laufe des Jahres in der Umgegend vorkamen, in das Narrenbuch einzuschreiben und daraus an der Fastnacht einem ehrsamem Bürger zu Freud und Nutzen vorzulesen. Auch sind leider die alten Bände mit ihrer sonderbaren Stadt- und Landchronika abhanden gekommen; doch hat sich noch viele Stunden im Umkreise die Sage von dieser Weisheitsammlung erhalten, und so oft sich einer nach dem Därfürhalten seiner gescheiten Mitmenschen nicht ganz so flug benimmt, als es dort zu Lande sonst gang und gäbe sein soll, sagt man: „Der kommt ins Stöckacher Narrenbuch!“

Wir aber wollen hier eine Geschichte erzählen, welche, wie man uns glaubwürdig versichert, in einem der verlorenen Bände des Stöckacher Narrenbuches wirklich zu lesen ist.

I.

Die Werbung

Es mag etwa ein halbes Duzend Menschenalter her sein — das genaue Datum ist natürlich in dem mehrfach erwähnten Narrenbuche zu lesen —, da genas in Stöckach Sibylla, die ehrsame Hausfrau des Nikodemus Rühne, eines Nachkommen des großen Erznarren Rühne, ihres achten Söhnleins. Dasselbe erhielt in der Taufe den Namen Peter, und wie der kugelrunde Bube mit der Zeit in die Höhe wuchs und

sich mit seinen Altersgenossen in den Gassen und Gäßchen des Städtchens umhertrieb, nannten ihn alle nur den „Narren-Peter“. Diesen Namen erhielt er aber keineswegs, weil sein Verstand nicht recht ausreichte; im Gegenteil, wenn irgendwo ein loser Streich zu ersinnen und durchzuführen war, fiel er dem kleinen Peter ganz gewiß ein. Einzig und allein um seiner gloriwürdigen Abstammung von dem hochberühmten Stifter des Narrengerichtes willen, den jedes echte Stöckacher Kind, wie billig, in Ehren hält, wurde er also genannt.

Nur in der Schule hatte der Junge kein Glück, und wie gerne seine Frau Mutter, der inzwischen nach ihres Nikodemus seligem Tode das Regiment des Hauses allein oblag, einen hochgelehrten Herrn aus ihm gemacht hätte, es wollte trotz aller Prügel, die der Schulmeister zur Anregung des jugendlichen Genies anwendete, herzlich wenig fruchten. Nachdem man sich also gegenseitig genug geärgert hatte, wurde der vierzehnjährige, kräftig gewachsene Bursche zu beiderseitiger Befriedigung der Schule ledig gesprochen. Aber was nun mit demselben anfangen?

Der hochweise Familienrat, den Frau Sibylla in dieser wichtigen Frage einberief, trank erst unterschiedliche Tassen Kaffee, um das richtige Verständnis in dieser Frage zu gewinnen, und schließlich einigte man sich, da es schon spät wurde und die verschiedenen Frau Vasen nach Hause mußten, nach einer gewaltigen Redeschlacht dahin, daß es unter den obwaltenden Umständen das beste sei, man gebe den kleinen Peter dem alten Weidenbauer auf den Hof. Der könne ihn zu einem rechtschaffenen Bauersmann heranziehen, und wiewohl der Kleine so nicht im Städtchen verbleibe, auch wenig Aussicht habe, dereinst Kirchenpfleger oder Säckelmeister oder Ratsherr zu werden, ja gewissermaßen als Bauer einen geringeren Stand einnehme denn als Städter, sei das doch um so mehr allem andern vorzuziehen, als er auf diese Weise Aussicht habe, den Weidenbauer dereinst zu beerben.

Dessen gab sich Frau Sibylla nach etlichen Seufzern und Widerreden zu Frieden, und auch der kleine Peter war damit einverstanden; dem war alles recht, wenn es ihn nur von der Schulbank befreite.

Der alte Weidenbauer war ein Oheim der guten Frau Sibylla, ein steinreicher Mann, der sein gutes Stück Acker- und Wiesenland nebst Wald und Wei-



Die noch lebende heidnische Zauberin Devil
(Mariannhill)

de hatte. Doch pflegten seine Nachbarn zu sagen: „Für den Gulden im Beutel sitzt ihm eine Grille im Kopfe“, und meinten, es sei auch ganz gut, daß der Weidenhofer nicht geheiratet habe; denn bei dem wunderlichen Rauz hätte doch jedes Weib das Fegfeuer auf Erden gehabt. So schlimm, wie die Leute ihn machten, war nun freilich der alte Bauer nicht; doch mochte er immerhin etwas knauserig und zu Zeiten, wenn ihn das Zipperlein plagte, auch recht griesgrämig sein.

Die Bitte seiner Stodacher Nichte gewährte er gerne; denn er hätte schon lange einen Handbuben dingen sollen, und das Geld konnte er sich nun an dem kleinen Stodacher Bettler sparen. So erledigte sich die Sache zu beiderseitiger Befriedigung.

Bei dem alten Junggesellen gedieh der Narrenpeter — der Name war ihm aus der Stadt auf das Land hinaus gefolgt — ganz vortrefflich, und in den zehn Jahren, die er auf dem Weidenhofe verlebte, wuchs der Knabe zu dem schmucksten und gewandtesten Burschen auf eine Meile im Umkreise heran. Keiner verstand es wie er, die Sense zu führen, und wenn man ihn mit dem Pfluge so leicht und gewandt die geraden, ebenmäßig tiefen Furchen ziehen sah, sagten die Bauern: „Wie der Narren-Peter kann's halt keiner — es ist nur schade, daß er für den alten Grillenfänger pflügt.“

Allgemein glaubten die Leute, nur die Aussicht auf die künftige Erbschaft halte den Burschen auf dem Weidenhofe bei dem Sonderling von Vetter fest. So meinten die Leute; den rechten Grund aber wußte Peter besser, und vielleicht ahnte ihn auch Verena, des Nachbarns ebenso schönes als sitzames Töchterlein.

Verena war des Rainbauers einzig Kind, und da zudem sein Hof an Größe und Güte sogar dem Besitze des alten Weidenbauers um ein erkleckliches überlegen war, durfte er unter den Burschen der Gegend bei der Wahl eines Schwiegersohnes schon etwas schwierig sein. Gleichwohl glaubte Peter sich keineswegs aller Hoffnung bar, um so weniger, da ihm das Mädchen nicht abhold schien und auch dessen Mutter den freundlichen Burschen wohl leiden konnte. Wenigstens erwiderte sie, seitdem er ihr einmal auf der Heimfahrt vom Aberlinger Markte das scheue Pferd gezügelt hatte, jedesmal ganz leutselig seinen Gruß, und das tat die reiche Rainbäuerin nicht jedermann im Kirchspiele.

Mithin beschloß Peter, freilich klopfenden Herzens, solange seine Aspetten leidlich ständen und ehe ihm ein anderer zuvorkäme, bei dem Rainbauer sein Glück zu versuchen. Er warf sich also eines Sonntagnachmittags in seinen besten Staat und machte sich auf den Weg nach dem Rainhofe hinüber. Die Ernte war gerade zu Ende und trefflich ausgefallen; dann sind die Bauern zwar guter Laune, tragen aber auch den Kopf doppelt so hoch als gewöhnlich. Auf dem sauern Gange überlegte der Freier noch einmal das Für und Wider seiner Hoffnungen, und dabei schob er seinen nagelneuen Dreispiz bald kühn in den Nacken zurück, bald zog er ihn, an seinem guten Stern zweifelnd, tief in die Stirne, daß derselbe fast aussah wie auf dem sturm-bewegten Bodensee ein Schiff, dessen Bug unter der anschwellenden Woge steigt, um alsbald wieder in die Tiefe zu sinken.

Eines beunruhigte ihn vor allem. Sein Vetter, der Weidenbauer, zählte in der ganzen Gemeinde keinen besondern Freund; aber niemand konnte den alten Mann weniger ausstehen als gerade sein nächster Nachbar, Verenas Vater. Das hatte außer den gewöhnlichen Nörgeleien, welche in dem Verkehr mit Nachbarn wohl mitunterlaufen, noch einen ganz besonderen Grund. Der Weidenbauer war nämlich ein klein wenig knauserig, und insolge davon hatte sich bei ihm die schlimme Gewohnheit festgesetzt, daß er sein Gesinde, manchmal ohne Noth, am heiligen Sonntag zu dieser oder jener Arbeit anhielt. Während des Gottesdienstes freilich und während der Nachmittagsandacht, darauf sah er, mußten Knecht und Magd in der Kirche sein; dann aber, glaubte er, müsse unser Herrgott ein Auge zudrücken, wenn er noch in aller Eile etwas „Nothwendiges“ besorgen ließ. Er hatte darüber manchen Span mit dem Pfarrer, der in Güte und Ernst diesem ärgerlichen Wesen steuern wollte; allein es half nichts, und seitdem der Kaplan wirklich einmal recht eindringlich über die Sonntagsheiligung gepredigt und sich dabei die Köpfe aller Bauern, wie an einem Schnürchen, nach dem alten Knauser hingedreht hatten, war die Sache erst recht verfahren. Jetzt erwachte auch noch der Eigensinn des Bauern, und er sagte: „Und wenn sie sich alle auf die Köpfe stellen, will ich doch sehen, wer auf meinem Hofe Herr und Meister ist!“

Aber dieses heillose Arbeiten an Sonn- und Feiertagen ärgerte sich nun

kein Mensch mehr als der Rainbauer, und aus den vielen Sticheleien, die hieraus hervorgingen, war nach und nach eine ganz gründliche Abneigung entstanden, so daß die Nachbarn sich schon Jahr und Tag nicht mehr grüßten. Der Narren-Peter hatte also allen Grund zu der Befürchtung, der Groll wider den alten Vetter möchte sich auch auf ihn erstrecken.

Bei dieser trübseligen Erwägung war die Spitze seines Dreimasters wieder sehr tief gesunken, und Peter bemerkte kaum, daß er vor dem Hofstore des Rainbauers angelangt sei.

Da weckte ihn ganz unerwartet eine helle Stimme aus seinen Träumen: „I du meine Güte, Peter, was macht Ihr für ein Leichenbitter-Gesicht!“ lachte es fröhlich über die Gartenhecke. „Ist Euch der alte Vetter gestorben?“

„Seid Ihr es, Verena? Ich wünsche einen schönen guten Abend“, und der Dreipitz wurde gebührendermaßen gerückt! „Das ist gut, daß ich Euch treffe — nein, es ist mir niemand gestorben; ich danke für die Nachfrage, und wenn ich ein ernsthafteres Gesicht mache als gewöhnlich, so hat das seine Gründe — und davon möchte ich gerade mit Euch reden.“

„Mit mir? Dann macht es kurz; die Mutter wartet in der Küche auf den Schnittlauch, und es will sich nicht recht schicken, daß ich so über den Gartenzaun hinweg mit fremden Leuten verhandle.“

„Mit fremden Leuten? Ich bin Euch doch hoffentlich nicht ganz fremd?“

„Nun, ich wollte nur sagen, Ihr gehöret doch nicht zum Hofe und auch nicht zur Verwandtschaft.“

„Was nicht ist, kann noch werden; wir könnten ja zum Beispiel bald — Bräutigam und Braut sein“, plakte Peter heraus und schaute dabei treuherzig in Verenas Antlitz. Das Mädchen tat einen forschenden Blick in Peters Auge; dann wurde es über und über rot und sagte, sich abwendend: „Ich muß in die Küche.“

„So bleibt doch noch einen Augenblick; es ist mir heiliger Ernst, und ich komme ja gerade, um mit dem Vater zu reden.“

„Gut, der Vater ist in der Stube.“ „Aber so sagt mir doch wenigstens ein ermutigendes Wort!“

„Nicht, bevor Ihr mit dem Vater geredet habt.“

„Verena!“

Aber Peter rief umsonst: das Mädchen war schon in der Haustüre ver-

schwunden. So mußte er denn wohl oder übel ohne das ausdrückliche Ja-wort der Tochter sich an den Vater wenden. Er strich sein braunes Kraushaar bescheidenlich in die Stirne, sammelte sich noch einen Augenblick und schritt dann fast feierlich quer über den Hofraum auf die Haustüre zu. Unter derselben angelangt, warf er einen raschen Blick in die offen stehende Küche; doch gewährte er die Tochter des Hauses nicht, wohl aber trat ihm die Bäuerin entgegen. Peter grüßte auf das freundlichste und fragte, ob der Rainbauer zu Hause sei.

„Ei ja, mein Mann ist in der Stube“, sagte die Bäuerin; „habt ihr Geschäfte?“

„Keine Geheimnisse, Frau Armenpflegerin; es geht Euch alles gerade soviel an wie Euern Mann.“

„So so, das müssen ja sonderbare Anliegen sein“, schmunzelte die behäbige Bäuerin und öffnete die Stubentüre mit den Worten: „Michel, der Peter vom Weidenhose hat was mit uns zu verhandeln.“

„Der Narren-Peter?“ tönte es aus der Stube, und gleichzeitig wurde eine wohlbeleibte Gestalt sichtbar, die sich in dem Lederstuhle, offenbar in einem gemütlichen Mittagschlälchen gestört, geräuschvoll dehnte und reckte.

„Ei ja, der Peter Küche — du könntest auch etwas manierterlicher sein und die Leute beim rechten Namen nennen“, mahnte die Bäuerin.

„Nun, nun, er wird mir's nicht übelnehmen; es nennt ihn ja alle Welt so“, sagte der Bauer, strich die feuerrote Weste mit den Silberknöpfen glatt und streckte dem Eintretenden lachend die derbe Hand entgegen.

Peter ergriff sie und sagte: „Gewiß darf ich das nicht übelnehmen; man nennt mich so wegen meines Altvordern, der das Stodacher Narrengericht gestiftet hat.“

„Weiß schon, weiß schon, daß Ihr von dem Erznarren abstammt — doch der Tausend, sagt mir einmal, wie könnt Ihr heute nachmittag vom Weidenhose abkommen? Es ist ja ein leibhaftiger heiliger Sonntag, und Euer Vetter hat noch ein anderthalb Fuder Hafer drüben am Müdenbühl liegen.“

„Wenn mein Vetter den Hafer her-einfahren will, so kann er das selber tun, ich werde am Sonntag keinen Finger mehr für ihn regen“, sagte Peter, und das Blut schoß ihm jäh ins Antlitz.

„So — seid Ihr so selbständig geworden?“ fragte der Bauer gedehnt

und richtete dabei das klare Auge fest auf den verwirrten Burschen. „Nun, freuen sollte es mich; ich habe bis jetzt gemeint, Ihr tåtet alles und jedes — um der zu erhoffenden Erbschaft willen. Werdet nur nicht böse — ich bin nun einmal nicht gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.“

„Aber Michel“, fuhr die Bäuerin vermittelnd dazwischen, „ist das auch eine Art und ein Anstand, einen Fremden zu empfangen? Du kapitelst ja den Peter herunter, als wäre er dein eigener Bube! — Nehmt es ihm nicht übel, Nachbar; er redet immer frisch von der Leber weg, und wenn es auch etwas rauh klingt, gut gemeint ist's doch. Setzt Euch an den Tisch und trinkt ein Krüglein Bier mit meinem Mann, so wird sich Euer Geschäft besser verhandeln lassen.“

Peter war über den Empfang so verwirrt, daß er sich an den schweren Eichentisch dem Bauern gegenüber hinsetzte, fast ohne zu wissen, was er tat. Erst als auf der Mutter Ruf Verena eintrat und die umfangreichen Steingutkrüge mit den blank geschauerten Zinndeckeln vor den Bauern und seinen Gast hinsetzte, wagte er einen flüchtigen Blick auf das Mädchen. Doch das zuckte mit keiner Wimper, legte Brot und Käse zurecht und huschte pfeilschnell aus der Stube fort.

Der Bauer hatte das alles gesehen und verstand den Wink vollkommen, den ihm seine Frau zuwarf, nahm sich aber im selben Moment vor, dem Freier keinen Schritt entgegenzukommen. Nicht daß er dem Burschen besonders abgeneigt gewesen wäre, aber er kannte dessen Charakter noch viel zu wenig und war fest entschlossen, seine Tochter nur einem Burschen zur Frau zu geben, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck habe. Von Peter wußte er nicht viel mehr, als daß er drüben auf dem Weidenhofe bei seinem Vetter rüstig arbeite; er beschloß also, ihn erst zu prüfen. Vorläufig wollte er ihm demnach keine Silbe der sauern Anfrage schenken, und dann erst sollte er die Antwort vernehmen, welche jetzt schon unabänderlich in seinem Kopfe fix und fertig war.

So fing er ganz kühl über die Ernte zu reden an, und wie sie im Unterlande und im Bayrischen doch nicht so gut ausgefallen sei als bei ihnen. Dann fragte er nach den neuesten Kornpreisen von Aberlingen und Lindau und Schaffhausen, obschon er sie alle recht wohl wußte, und meinte endlich, be-

trächtig in der Pfeife stochernd und den verlegenen Burschen, der nur sehr einsilbig auf all das Red' und Antwort gab, mit einem halb spöttischen Blicke messend, er wolle mit dem Kornverkaufe noch zuwarten und nach Neujahr, wenn die Preise stiegen, einmal auf die Schranne nach Zürich fahren.

Dann trat eine Pause ein, und die Bäuerin, welche etwas ungeduldig wurde, sagte: „Peter wird wohl kaum des Kornhandels wegen gekommen sein.“

„Nein“, sagte dieser und räusperte sich. „Es war etwas anderes; aber es will mir schier scheinen, ich käme besser ein anderes Mal. Es liegt mir sehr am Herzen, und ich weiß nicht, ob ich heute —“

„Nun, da Ihr einmal da seid, so sagt nur frisch, was es ist; ich hab' Euch schon gesagt, mein Mann ist nicht halb so schlimm, als er auf den ersten Blick scheint. Was ist es? Betrifft es Euch oder Euren Vetter?“

„Es beträfe mich und Eure Tochter.“ Der Stein war im Rollen.

„Aha“, sagte der Bauer, „es ist in vierzehn Tagen Kirmes in Winterstüren, und da wollt ihr wohl Breneli zum Tanze bitten? Offen gestanden, ich habe mir ein für allemal vorgenommen, meine Tochter nur mit einem solchen Burschen zum Tanze gehen zu lassen, der allenfalls auch mein Schwiegersohn werden könnte.“

„Und weshalb könnte ich denn nicht Euer Schwiegersohn werden?“

„Ihr, Peter?“ rief der Bauer und klopfte lachend seine Pfeife aus.

„Ja, ich — nicht um Verena zum Tanze zu bitten, sondern geradezu um anzufragen, ob Ihr mir Eure Tochter nicht zum ehelichen Weibe geben wollt, bin ich herübergekommen. Ich bin ehrlicher Leute Kind, nicht ohne Vermögen, gesunden und geraden Leibes, ein arbeitames und ehrliches Blut. Zudem stoßen die Höfe meines Vetzters und Euer Hof zusammen und würden vereinigt das stattlichste Gut auf drei Meilen im Umkreise ausmachen, und so glaube ich, daß Verena und ich ganz gut zusammenpassen und wir mit Gottes Gnade wohl das Zeug hätten, einen christlichen Ehestand zu gründen, so daß Ihr in Euern alten Tagen Freud' und Trost an uns erleben könnt.“

„Ei, ei, den Spruch habt Ihr gar so übel nicht hergesagt; das habt Ihr Euch alles wohl zusammengereimt“, sagte der Bauer, stopfte die neue Pfeife fertig, schlug bedächtig Feuer, und paffte die

ersten blauen Wolken vor sich hin. Dann hub er ruhig an: „Ihr seid ehrlicher Leute Kind — nicht wahr, damit hat's angefangen? Nun, da kann man nichts dagegen sagen; etwas närrisch freilich ist Eure Sippe: das habt Ihr von Eurem Ahnherrn, dem Schalksnarren! Auch seid Ihr ein geborener Städter — ein eigentlicher Bauernsohn wäre mir schon lieber. Doch das ist keine eigentliche Schwierigkeit. Ihr versteht zu pflügen trotz den geborenen Bauern; was wahr ist, will ich Euch nicht abstreiten. Seht kommen wir aber

gott gibt, zum Argernis der ganzen Gemeinde durch Schaffen und Werken entheiligen läßt? Da sei Gott vor!“

„Es ist gut“, rief Peter, der alles verloren glaubte, sprang vom Stuhle auf und griff hastig nach seinem Hute. „Es ist gut, Rainbauer; ich sehe, solange mein Vetter lebt, habe ich keine Hoffnung auf die Hand Verenas!“

„Wenigstens solange er den Sonntag schändet, möchte ich ihn nicht in der Sippe haben. Wißt Ihr was? Befehret ihn von diesem Laster, Peter, und dann wollen wir weiter von der



Heidnisches Familienleben (Südafrika)

auf ein anderes Kapitel; mein Hof Sache reden“, lachte der Bauer. und der Hof Eures Veters stoßen zusammen, ganz richtig! Aber gehört Euch denn der Hof Eures Veters schon?“

„Noch nicht, aber er wird mir doch wohl dereinst gehören“, sagte Peter etwas kleinlaut.

„Das ist möglich — der alte Weidenbauer kann aber noch lange leben, wenigstens zehn Jahre, die morschen Bäume stehen gewöhnlich am längsten. Und meint Ihr, wenn Ihr ihm heute kommt und sagt: „Vetter, ich will nächstens des Rainbauers Verena heiraten“, er würde euch jungen Leuten so willig Platz machen?“

Peter rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Das glaubt Ihr selber nicht“, fuhr der Rainbauer fort, „und wenn er es täte, meint Ihr, ich ließe es zu, daß mein lieblich Kind in das Haus des alten Filz hinübergöge, welcher alle Sonn- und Festtage, die uns der Herr-

„Ich den alten Vetter in dem Punkte befehren? Ihr stellt unmögliche Bedingungen!“

„Versucht es zum mindesten ehrlich, und zum allermindesten werdet dem Vetter gegenüber etwas selbständiger. Es ist ja nicht mitanzusehen, wie Ihr in allen Stücken nach des Alten Pfeife tanzt! Nun, Peter, gebt mir Eure Hand; wenn ich es schlimm mit Euch meinte, so hätte ich nicht halb so viele Worte an Euch hingeredet. Was Euer Anliegen angeht, so hat es damit keine Eile; Breneli wird auf Konraditag erst zwanzig, und übers Jahr könnt Ihr Euch ja wieder einmal erkundigen. Hiermit Gott befohlen für diesmal!“

Peter wußte nachher nicht, wie er aus der Stube und aus dem Hause gekommen war; er erinnerte sich nur noch, daß ihm die Bäuerin unter der Türe etwas Ermutigendes gesagt hatte;

aber was es gewesen, dessen konnte er sich nicht entsinnen.

Als Peter fort war, hatte der Rainbauer eine Standrede seiner Chewirtin anzuhören. „Das tat er mit aller Ruhe; dann sagte er: „Soll ich denn dem Burschen meine Tochter und meinen Hof an den Kopf werfen seines glatten Gesichtes und seines manierlichen Außern willen? Ich muß doch erst wissen, aus was für einem Stoffe er gemacht ist, und das wird sich, wie ich denke, bald herausstellen. Meinst du denn, es sei mir wirklich Ernst damit, daß der Bursche den alten Weidenbauer befehlen soll? Gewiß nicht! Aber versuchen soll er's, und gerade in dem Punkte soll er Front gegen ihn machen; hierbei wird sich zeigen, was wir an ihm haben. Laß mich nur machen, Frau. Wenn er meiner Tochter wert ist, soll er sie haben; wenn er aber nur augendienerisch auf die Erbschaft des alten Knausers lauert und nebenbei auch noch auf meinen Hof spekuliert, so soll es ihm nicht gelingen, den Rainbauer zu fangen.“

II.

Ein toller Streich

Man kann nicht gerade sagen, daß Peter in der besten Laune nach dem Weidenhose zurückkam, und was er da zuerst erblickte, war keineswegs danach angetan, ihn in eine bessere Stimmung zu versetzen. Ein Leiterwagen stand vor dem Scheunentore, und der Meisterknecht spannte soeben die Rosse vor.

„Was soll's, Jerg, was spannst du ein?“ rief der Bursche.

„Das könnt Ihr Euch doch denken! Das anderthalb Fuder Hafer, das wir gestern Abend nicht mehr zwingen konnten, muß eingefahren werden.“

„Bei dem herrlichen Wetter! Da soll doch —“

„Ei ja, und wenn es noch zehntausendmal schöner wäre und der Erzengel Gabriel stiege vom Himmel herab und verkündete dem Bauer, daß in sechs Jahren kein Tropfen Regen mehr fallen werde: er jagte uns doch hinaus, just weil's heiliger Sonntag ist. — Herum, du alter Sattelgaul, oder ich schlage dir deine steifen Knochen windelweich! Gelt, du stündest auch lieber im Stalle? Aber stell' dich nur nicht so eigensinnig; ich muß auch, was ich nicht will!“ und damit knallte er den Pferden über die Köpfe weg, und hinaus polterte der Wagen in den Hofraum.

„Das Knallen kannst du bleiben laß-

sen, Jerg!“ tönte es jetzt von der Türe des Wohnhauses her, in welcher der alte Weidenbauer in Hemdärmeln und eine Gabel in der Hand erschien. „Es ist doch Sonntag, und wir wollen das bißchen nötige Arbeit so still als möglich abtun.“

„So, Sonntag ist's?“ kam es zurück. „Es ist nur gut, daß man's weiß; ich habe gemeint, es sei Mittwoch oder Donnerstag, man vergißt das hier auf dem Hofe manchmal.“

„Jerg“, rief der alte Bauer, „wenn du mir noch einmal drein redest, so kannst du dein Bündel schnüren — verstanden?“

Der Knecht biß die Zähne aufeinander, hieb den Rossen eines darüber und fuhr dann durch das Hoftor, sagte aber nichts; denn es fiel ihm ein, daß die Erntezeit vorbei und somit der Bauer wohl im Stande wäre, sein Wort zu halten. Statt seiner wandte sich Peter an den alten Vetter.

„Es ist und bleibt doch eine Schande vor Gott und den Menschen, wie man es hier treibt auf dem Weidenhose“, brach er in seinem Ärger los. „Das ganze Kirchspiel zeigt mit Fingern auf uns; eben noch mußte ich's vom Rainbauern hören!“

„Was geht mich der Rainbauer an! Was zahlt mir der Rainbauer, wenn es über Nacht meinen Hafer verregnet! Und was hast du, Grünschnabel, deinem alten Vetter vor Knecht und Magd den Text zu lesen? Wenn es dir auf dem Weidenhose nicht gefällt, so geh nach Stockach hinein zu deiner Narrensippe!“

„Bei einem Wetter wie heute, wo ein Kind sehen kann, daß in den nächsten Tagen kein Regentropfen fallen wird, die paar Halme Hafer heimholen — es ist ja haarsträubend! Tut, was Ihr wollt, ich werde keinen Finger rühren!“

„Was verstehst du vom Wetter! Und wenn ich den Knechten Feierabend gebe, was tun sie dann als sich ins Bierhaus setzen? Ist das etwa eine christliche Sonntagsheiligung? Endlich verhandeln sie mir morgen mit dem elenden Hafer den ganzen Vormittag, anstatt gleich entschieden sich daran zu machen, das Feld umzubrechen. Also zieh nur rasch dein feines Sonntagswams aus und hilf uns ein Stündchen.“

„Ich nicht, Vetter, und daß Ihr es nur wißt, ich werde nie mehr am Sonntag für Euch auch nur so viel schaffen.“

„Wer hat dir denn diese Müde hinter das Ohr gesetzt — der Rainbauer oder sein Mädchen? Da, schau nur so blitz-

wild drein — meinst du, ich hätte meine Augen nicht im Kopfe? Aber das sage ich dir: an dem Tage, wo du um das Ding freist, sind wir geschiedene Leute, und wenn du nach meinem Tode auch nur eine Hufe Land von mir erbst, so will ich Hans heißen. Jetzt geh deiner Wege und überleg es dir, ob du bei mir aushalten und meinen Hof erben willst, oder ob du vorziehst, bei dem Rainbauer, den ich in der Seele nicht ausstehen kann, ums Gnadenbrot zu betteln!“

Hiermit nahm der Alte die Gabel auf seine Schulter und schritt durchs Hofstor hinaus dem Wagen nach. Peter schaute ihm einen Augenblick nach; dann drehte er sich auf dem Absatze um und sagte: „So — entweder soll ich dich lassen oder Verena — da wird mir die Wahl wahrhaftig nicht schwer! Du bist doch allein schuld, daß mich der Rainbauer so leicht hin abfertigte. Und, beim Himmel, er hat recht! Was bin ich auch für ein Narr, daß ich dem alten Sonderling diene wie der letzte Knecht, ohne einen Pfennig, ja ohne ein freundliches Wort von ihm zu bekommen! Aber es soll anders werden, so wahr ich Peter Kühne heiße!“

Dieses Selbstgespräch hielt Peter, während er den Weg zum Dorfe einschlug. Als er über den kleinen Hügel stieg, welcher den Rainhof und den Weidenhof von dem unbedeutenden Weiler trennt, und von der Höhe aus drüben im Felde den Bauern mit Knecht und Magd das Fuder Garben laden sah, brummte er unwillkürlich vor sich hin: „Ich wollte, alle Herren des Schwarzwaldes ritten den Wagen durch die Lüfte davon, daß der alte Sonntagschänder einmal einen Denzettel hätte!“

So brummte der Bursche in seinem Ärger und schritt rasch den Hang hinab zum Dorfe. Da auf einmal fuhr ihm ein Blitzgedanke durch den Kopf. Er blieb stehen und sagte: „Und wenn es die Herren nicht tun, so könnte ich es ja probieren — so — nein, das geht nicht, aber so vielleicht! Etwas gewagt ist es; ein Kapitalspaß wäre es doch, wenn es ginge! Und warum sollte es nicht gehen, wenn mir ein paar Burschen helfen? Probiert muß es werden, und wenn es glückt, so will ich zehn gegen eins wetten, der Herr Vetter meint, der Leibhaftige habe ihm zur Strafe für seine Sonntagschändereien den Streich gespielt!“ Der Narrenpeter lachte hell auf und schritt, ganz mit seinem Plane beschäftigt, dem Wirtshause zur „Goldenen Gans“ zu, wo er einige seiner Kamerasden zu finden hoffte.

Peter täuschte sich nicht. Man war eben daran, die letzte Regelpartie abzuschließen, als er in den Garten trat. Er stellte sich hin und sah, wie die Regel fielen; dabei winkte er dem einen oder andern, er habe noch etwas mit ihnen zu verhandeln, und nach einer halben Stunde sah er mit einem Dutzend Altersgenossen in der hinteren Wirtsstube bei einem Krüge Bier. Der muntere Peter war allgemein beliebt. Keiner wußte so viele Schnurren und Streiche zu erzählen wie er, und diesen Abend schien es, als wolle er sich selber überbieten. Die Burschen lachten laut und schlugen ein übers andere Mal auf den Tisch, betuernd, man merke wohl, daß der Narrenpeter von dem Erznarren her Stamme und der Apfel nicht weit vom Baume gefallen sei. Als er sie in der rechten Laune hatte, lenkte er das Gespräch auf die Sonntagsarbeiten seines Veters. Alle stimmten ihm bei, das sei in der Tat ein öffentliches Argernis.

„Das wohl verdiente, daß man dem alten Knauser einen Kapitalstreich dafür spielte“, fügte Peter rasch bei. „Es ist mir so ein Plan gekommen, und wenn ihr mir helfen wollt, so werdet ihr einen Spaß erleben, daß eure Kinder und Kindeskinde noch davon reden sollen.“

„Laß hören, Peter! Wenn das Ding nur halbwegs geht, so bin ich dabei!“ tönte es von allen Seiten.

„Natürlich geht es“, rief dieser und hub an, seinen Plan mit gedämpfter Stimme darzulegen. Anfangs gab es bedenkliche Gesichter und gewaltiges Kopfschütteln; aber Peter wußte allen Einwürfen zu begegnen, und nach einer Vierteltunde reichten sich die Burschen lachend die Hand, tranken noch auf „Gut Gelingen“ ein Glas Schaffhausener und gingen einstweilen ihre Wege.

„Nach Mitternacht also, sobald der Mond aufgeht!“ sagte Peter, und: „Verlaß dich drauf, es wird keiner fehlen“, antworteten die anderen.

Im Weidenhofe war alles ruhig. Peter hatte sich, wie gewöhnlich, mit den andern zum Nachtessen eingefunden, das diesen Abend infolge des Streites, den der Bursche mit seinem Vetter gehabt, einsilbig genug verlief. Dann gingen die Knechte noch einmal in die Ställe, um nach dem Vieh zu sehen, und auch der alte Bauer machte die gewohnte Runde. Müde eilten die Knechte bald nach ihrer Schlafkammer. Dann verschloß der Bauer sorgfältig die Haustüre und zog sich in seine Schlafkammer zurück, bei sich überlegend, daß er morgen doch lieber mit dem Stodacher Vetter Frieden schließen wollte; denn dem alten, ein-

samen Mann war der flinke und willige Bursche nicht halb so gleichgültig, als es den Anschein hatte. Endlich legte er sich nieder und schlief bald ein, und alles war ruhig auf dem Weidenhofe.

Nur Peter und der Meisterknecht wachten noch. Kurz bevor der Bauer die Haustüre abgeschlossen hatte, war Peter, den großen Hofhund am Halsbande führend, hineingeschlüpft und hatte das kluge Tier dem Meisterknechte auf die Kammer gebracht. Wenige Worte wurden gewispert, aus denen dem letzteren klar wurde, es handle sich um einen Kapitalstreich gegen den Bauern, und er habe dafür zu sorgen, daß der Hofhund die Sache nicht durch sein wütendes Gebell verrate.

Der Meisterknecht zerbrach sich den Kopf, worin dieser Kapitalstreich bestehen könnte und setzte sich erwartungsvoll an das Kammerfenster, das den Ausblick auf den Hofraum und die Scheune bot. Es war 11 Uhr vorbei und ging schon auf Mitternacht, und noch immer harrete Berg, von Zeit zu Zeit sich gewaltsam aus dem Schlummer aufrassend der ihn allmählich beischlich. Zu seinen Füßen lag Bärli, den großen Kopf auf den Vorderpfoten, und schlief. Schon dachte der Schlaftrunkene, der Peter halte ihn einfach zum Narren, und wollte sich ärgerlich zu Bette legen. Da — waren das nicht Schritte unten im Hofe? Ja, Bärli hatte es auch gehört; knurrend hob er seinen Kopf, aber der Knecht legte rasch seine Hand auf ihn und beruhigte das Tier mit einem leisen: „Still, Bärli!“ Der Hund gehorchte und blinzelte mit halbem Auge nach dem Manne, der seine Stirne fest an die runden, halb erblindeten Fensterscheiben preßte und mit seinem Blicke die Dunkelheit zu durchbohren suchte. Allein er sah nichts und hörte auch weiter nichts: schon glaubte er, sich getäuscht zu haben.

Doch nein! jetzt vernahm er es ganz deutlich. Das waren Schritte drunten im Hofe! Man schleifte irgend etwas über den Boden. Nun wurde es auch heller; der Mond mußte eben aufgehen, denn die Scheune und fast der ganze Hofraum traten klar hervor, während diese Seite des Hauses und auch die Stelle, von welcher das Geräusch heraufdrang, im tiefen Schatten lag. Doch konnte Berg bald einige Gestalten unterscheiden; sie waren beschäftigt, eine Leiter aufzurichten und wider Peters Kammerfenster zu lehnen. Der Meisterknecht hörte, wie sich dieses öffnete, und sah den jungen Bau-

ern flink die Sprossen hinabsteigen. Unten angekommen, redete er eine Weile mit den Gesellen, deutete rechts und links und trug dann die schwere Leiter in freier Hand quer über den mondbeschienen Hof zur Scheune hin. Die Burschen folgten ihm; Berg konnte sie nun zählen und erkennen. „Das sind die Rechten“, murmelte er, „was sie nur wollen mögen?“

Peter lehnte inzwischen die Leiter an die vordere Giebelwand der Scheune; allein sie reichte bei Klastertlänge nicht bis zur Höhe. Das schien den Leuten nicht nach der Mühe; sie hielten Rat, und bald entfernten sich vier in der Richtung nach dem Dorfe. Die übrigen traten mit Peter in die Senne, wo der unselige Wagen stand, der gestern abends das letzte Fuder Hafer hereingebracht hatte. Was sie da taten, konnte Berg nicht sehen, sie arbeiteten offenbar still und hurtig beim Scheine einer Laterne; denn diese zeichnete den sonderbarsten Schattenbilder an das halboffene Sennentor. Nach etwa einer Viertelstunde trat Peter wieder auf den Hof hinaus, jedoch, was trug er nur in seinen Händen? War das nicht ein Wagenrad? Und hinter ihm erschien alsbald ein anderer mit dem zweiten Rade; das dritte und vierte folgte; dann kamen die Achsen, die Deichsel, die Leitern, die Stangen, Stück für Stück der ganze Wagen, und das legten sie alles in guter Ordnung auf den Boden hin. Endlich trugen sie Stricke herbei, knoteten dieselben zusammen und setzten sich dann ruhig plaudernd der Scheune gegenüber auf eine Bank.

Die Neugierde des Meisterknechtes war aufs höchste gestiegen; denn er konnte sich auch gar nicht denken, wo hinaus diese sonderbaren Maßnahmen zielten. Zuerst war ihm der Gedanke gekommen, Peter wolle die eingefahrenen Garben wieder auf den Acker hinausbringen und er habe den Wagen nur auseinandergenommen, um ihn jenseits des Hoftores wieder zusammenzusetzen, damit so das Gerassel auf dem gepflasterten Hofe vermieden werde, und dabei hatte er gedacht: „Wie ungeschickt die Burschen sind! Warum unwickeln sie nicht einfach die Radfelgen mit Stroh?“ Allein, jetzt sah er, daß sie etwas anderes vorhatten, nur konnte er sich gar nicht denken, was.

Wohl eine Viertelstunde lag seine Neugierde noch auf die Folter gespannt; dann wurde sie befriedigt.

(Schluß folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Aberein-kunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Groschlattengrün, Opf.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben